

Paul Konrad Kurz

Eines Menschen Zeit

Die chronometrische Zeit wird dem Menschen früh bewußt. An sie muß er sich halten, wenn er in einer modernen Gesellschaft lebt und überleben will. Ohne sie kann er weder arbeiten noch in Urlaub fahren noch eine Übereinkunft treffen oder an einer Veranstaltung teilnehmen. Den Rang der politischen und gesellschaftlichen Zeit lernt der Mensch in der Schule. Die Zeit als Fluß – als Fluß ohne Wiederkehr – entdeckt der Erwachsene. Die Frage nach Zeit und Sinn stellt der älter werdende Mensch. Je aktiver ein Mensch an der öffentlichen Zeit teilnimmt, desto geringer wird seine persönliche Zeit. Je bewußter er seine persönlich verrinnende Zeit wahrnimmt, desto mehr gerät er in Spannung, ja Gegensatz zur öffentlichen Zeit.

Lebenssinn bedeutet für die meisten Menschen sinnvolle Arbeit. In einer weniger arbeitsintensiven Gesellschaft könnte Lebenssinn in sinnvoller Verwendung der Zeit bestehen, weitab von beschleunigter Produktion und gesteigertem Konsumbedürfnis. „Zeit ist Geld“ heißt eine berühmte Devise der Produktionsgesellschaft. Zeit kostet Geld, weiß jeder Manager. „Alles eine Frage der Zeit“, heißt eine meist ausweichende Antwort. „Ich habe keine Zeit“ ist Absage oder Ausrede. Wie kann, wie müßte der Mensch in der Zeit leben, damit er als zeitliches Wesen die Zeit nicht nur aufkauft, sondern nutzt, so nutzt, daß er sie nicht übernutzt, denn alle Übernutzung schadet, tötet. So großzügig wie der barocke Mensch mag der zeitgenössische Zeit und Ewigkeit nicht trennen, so großzügig wie der barocke Dichter mit jenseitiger Dauer sich nicht trösten. Wie findet einer heute, eingekellt zwischen Arbeit, Nachrichtenmeldungen, unerfüllte Vorhaben und Wünsche seine persönliche Zeit? Wenn wir „als“ sagen, „vor“, „nachdem“, wenn wir Jahr, Datum, Uhrzeit setzen, fügen wir unser eigenes Bewußtsein und unsere Kommunikation in objektiv vereinbarte Zeitmessung. Wie aber steht es mit unserer subjektiven Zeit?

„Als das Wünschen noch geholfen hat“

„In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön; aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch vieles gesehen hat, sich verwunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien.“ Was waren das für Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat? Märchenzeiten, sagen

wir, und kennen den Anfang des Froschkönig-Märchens der Gebrüder Grimm. Wir wissen, was der Tochter passierte. Wir wissen, wer ihr half. Und wir wissen, was der Bringer der goldenen Kugel verlangte. Als Helfer erschien der Frosch freundlich, als Forderer seines Lohns anspruchsvoll, bedenklich, sogar extravagant, als Bettgefährte eklig. Aber an die Wand geworfen, wird aus dem Widerling ein Königssohn. Nach der Verwandlung des Ekels zum Königssohn und der Widerspenstigen zur liebebreizenden jungen Dame kann die Hochzeitskutsche vorfahren. Zuvor bedurfte es eindringlicher Nachhilfe von seiten des Vaters, damit sie ihren Widerwillen vor dem Unfaßbaren aufgeben konnte. Zuerst also hat ihr der verwunschene Prinz in Gestalt des Froschs geholfen, dann ihr pädagogischer Vater, zuletzt die Verwandlung. Der Aufgabe kindlich narzißtischer Ganzheit, dem Zugewinn einer neuen, zweigeschlechtlichen Ganzheit stand nichts mehr im Weg. Der Übertritt des kindlichen Mädchens in die Lebensform einer geschlechtsreifen jungen Frau geschah nicht ohne Widerstreit, Schock. Von Lebenskrise würden wir heute sprechen, wenn ein Lebensalter verlassen werden muß und der Übertritt ins nächste, zwar geahnte, aber nicht gekannte, geschehen muß.

Wie die Geschichte nach der Hochzeit weitergeht, ob mit weiteren Unfällen, weiteren Wünschen, weiterer Verwandlung im Märchenschloß oder mit Konflikt und Entsagung, Enttäuschung und Streit im widrigen Geläuf der Wirklichkeit, darf sich der Leser ausmalen. Kinder wollen, wenn man sie danach fragt, daß die Geschichte im Schloß weitergeht. Einmal Märchenprinzessin, immer Märchenprinzessin. Erst der Erwachsene fragt, wo und wie denn in der Märchenzeit unsere wirkliche Zeit stecke. Und zuweilen begreift er, daß sie nicht im Terminkalender steht und daß es nur wenige Augenblicke gibt, wo sie in der Kutsche vorfährt und den liebebedürftigen Menschen einsteigen läßt. Für jede Speiche muß er zumindest den Mietpreis bezahlen, den er vorher verdienen muß. Und in der täglichen Gemeinschaft von Wohnung, Tisch und Bett, verbunden mit Terminarbeit, verblaßt die Hochzeitsseligkeit rasch.

Hier, im Märchen, stehen freundliche Mächte bereit. Hier gelingt die notwendige persönliche Veränderung. Zwei zu sich selbst und zueinander befreite Ich-Personen haben sich gefunden. „Erlösung“, sagt das Märchen, habe sich ereignet. Wir könnten als Leser den Pfad psychologischer Interpretation beschreiten und sagen, die schöne Königstochter muß ihre ichbezogene Lust, die schöne „goldene“, kindliche Ganzheit loslassen. Sie muß die Fähigkeit gewinnen, den anderen in seiner Andersheit wahrzunehmen und zu empfinden. Sie muß ihre Angst vor dem Neuen, vor der andrängenden Geschlechtlichkeit überwinden. Wir könnten anmerken, daß der mit seinem offenkundigen Geschlechtsdrang in einen glitschigen Frosch „verhexte“ junge Mann noch eine ungünstigere Ausgangsposition für seine menschliche Entwicklung hat. Er bedarf dringend der Hilfe, um auf das menschliche Terrain zurückzukommen. Da er offenbar auch in der „Ungestalt“ des Froschs noch weiß, wer er ist und werden müßte, erkämpft er sich durch Verhalten, Hel-

fen, sein nachdrücklich ungestümes Fordern die Rückkehr ins Menschsein, in die Mitmenschlichkeit. Die „Erlösungs“-Geschichte ist in Wahrheit eine Wandlungsgeschichte, eine Metamorphose in den Gefilden der Natur.

Wir haben nicht von der Mutterbindung des Königssohns gesprochen, der mit seinem „Tischlein“, „Tellerlein“, „Becherlein“, „Bettlein“ wahrscheinlich ein symbiotisches Verlangen ausspricht. Wir haben nur andeutungsweise vom Widerwillen des Mädchens gesprochen; Widerwille vor geschlechtlicher Verbindung, solange es noch nicht reif ist für Sexualität. Wünschenswert wird die Verbindung von Frau und Mann, wenn die Zeit gekommen ist, die biologische, die psychische, die soziale Zeit. Ihr wird die Hochzeitskutsche versprochen. Der Widerwille zuvor war auch ein natürlicher Schutz. Wir befinden uns, verglichen mit unserer sexualistischen, an einigen Stellen pornographischen Welt, nicht eben in einer paradisiischen, aber archaisch unschuldig betrachteten Welt.

Das Märchen vom „Froschkönig“ ist ein Wandlungsmärchen, als solches ein Zeit-Märchen. Es erzählt die schwierige Entwicklung, genauer den Sprung von Kindsein und Pubertät zum Dasein junger Erwachsener. Die Zeit hat, verglichen mit der Bedingtheit des Raums, nicht nur im Märchen, sondern in fast allen Erzählungen die größere Bedeutung in der Entwicklung menschlicher Konflikte. Der Leser versteht Königstochter und -sohn als Stellvertreter. Es ist ja kein Märchen für den Königshof, sondern ein „Hausmärchen“, also für jedermann. Die heißen in anderen Geschichten Hans und Grete. Aber unter den Biedernamen wäre die Aura der goldenen Kugel dahin. Das Andrängen des Banalen wäre von allen Seiten abzuwehren. Hoheit und Erniedrigung der beiden erreichten nicht diese Spannung, genannt „Fallhöhe“. Daß sowohl die Königstochter wie der verhexte Königssohn sich Prüfungen unterziehen müssen, darf nicht überlesen werden. Beide stehen zwischen gefährdenden (bösen) und helfenden (guten) Kräften.

Seit das Wünschen nicht mehr hilft

Mit der schönen Einleitung haben die Gebrüder Grimm die Geschichte in eine ziemliche Ferne gerückt. Was aber, wie geschehen Prüfungen und Entwicklungen, Bedrohungen und Verluste, wenn dem Menschen Wünschen nicht mehr hilft? *Peter Handke* (geb. 1942) hat den Grimmschen Märchenanfang zu einem Buchtitel gemacht. „Als das Wünschen noch geholfen hat“ (1974) versammelt eine Reihe autobiografisch grundierter Erzähltexte und Gedichte, die einen schwierigen Bewußtseinszustand im Nicht-mehr und Noch-nicht erkunden und beschreiben. Das Gewicht des Titels signalisiert der kurz zuvor erschienene andere „Wunschloses Unglück“ (1972). Es ist der biografische, also nichtfiktionale Bericht über den Selbstmord der krebserkrankten Mutter. Wie ist es zu dieser Ausweglosigkeit der 51jährigen Frau gekommen?

„Als ich im letzten Sommer bei ihr war“, schreibt der Sohn, „fand ich sie einmal auf ihrem Bett liegen, mit einem so trostlosen Ausdruck, daß ich ihr nicht mehr näher zu treten wagte. Wie in einem Zoo lag da die fleischgewordene animalische Verlassenheit. Es war eine Pein zu sehen, wie schamlos sie sich nach außen gestülpt hatte; alles an ihr war verrenkt, zersplittert, offen, entzündet...“ (st 77).

Ist ein größerer Gegensatz zur schönen Königstochter unseres Märchens denkbar? Wie würde sich die große Sonne über diese „fleischgewordene animalische Verlassenheit“, falls sie ihrer ansichtig würde, verwundern? Hätte sie Mitleid? Würde sie so mitleiden, wie sie über die Schönheit sich verwundert hat? Im „Märchen der Großmutter“ hat Georg Büchner (in der Szenenfolge „Woyzeck“) darauf Antwort gegeben. Das (wie das „Sterntaler“-Mädchen) vaterlose und mutterlose Kind sucht Tag und Nacht nach jemand, der ihm in seiner Verlassenheit helfen könnte. Es geht zum Mond, zur Sonne, zu den Sternen. Aber sie sind verfault, verwelkt, verdorben. Sie kommen als mögliche Helfer nicht mehr in Frage. Das alte Märchen setzt die Harmonie der Welt voraus, in ihr das Interesse aller Wesen füreinander. Hier, beim aufgeklärten Georg Büchner (1813–1837), wollen und können die kosmischen Mächte am Schicksal des Ärmsten nicht mehr teilnehmen. „Als das Wünschen noch geholfen hat“, einst war der Mensch naturhaft und kosmisch helfenden Wesen verbunden. War es – in der Vorstellung der Menschen – die „paradiesische“ Zeit? Oder jene Projektion, die wir heute rückwärts gewandte Utopie nennen?

Beide Buchtitel Handkes – „Als das Wünschen noch geholfen hat“ und „Wunschloses Unglück“ – signalisieren die Trennung von der einst freundlich helfenden Welt. Die Bücher bezeichnen zugleich eine Wende im literarischen Werk des Autors, weg von den aggressiven Sprechstücken und der experimentellen Prosa hin zur Erkundung der eigenen Lebensgeschichte und Lebensgegenwart. Das reicht von der Tetralogie „Langsame Heimkehr“ über die nachfolgenden Romane bis zu den Essays der „Versuche“. Wenn Märchenwünsche nicht mehr helfen, die Konflikte des Lebens zu lösen, könnte vielleicht Wahrnehmung helfen? Die Wahrnehmung der eigenen Angst? Die Wahrnehmung des verängstigten Kindes? Die Ausweglosigkeit der „animalischen Verlassenheit“? Ins Positive gerichtet, das Verlangen nach einer Form lebendiger Gegenwart? Vielleicht muß jeder etwas „an die Wand werfen“, damit eine Verhaftung an Gestriges, ein Verkapseltes, eine Fixierung aufspringt. Statt die große „Sinn“-Frage zu stellen und „Sinnlosigkeit“ abzuwehren, stellt Handkes Ich-Sager im Gedicht „Die Sinnlosigkeit und das Glück“ die Frage nach dem gelingenden Augenblick, nach einer Gegenwart im Täglichen, der er zustimmen könnte. Sie bedürfte nicht der Sinnbestätigung von außen. Sie autorisierte, indem sie nichts als sie selbst wäre, den gelingenden Augenblick, vielleicht „kairos“. Zum Beispiel: „Wenn das Kind, / das einen anschaut, / nachdem es ein Glas umgeworfen hat, / einen nicht mehr so anschauen müßte, / das könnte das Wahre sein.“ Nicht mehr schuldbewußt müßte es schauen, ausgesetzt dem strafenden Blick, Vorwurf, Tadel, dem Liebesentzug des Erwachsenen. Nicht störungs-

freie Zeit wird gesucht oder erwartet, sondern kommunikative Gegenwart, „das Gefühl für die Existenz und Existenzbedingung des anderen Menschen, ein starkes, mitteilbares, soziales Gefühl“.

Maria Handke, die Armenhüslerin aus dem Kärntner Dorf, konnte sich ihre Lebensbedingungen nicht wählen. Hineingeboren in eine fast sprachlose Armut, war sie ausgeliefert dem Dienstmädchendasein, ungewollten Schwangerschaften, einem kaum geliebten, bald alkoholisierten Mann, zuletzt der Sterbekrankheit Krebs. Der Sohn schreibt:

„Als Frau in diese Umstände geboren zu werden, ist von vornherein schon tödlich gewesen ... Keine Möglichkeit, alles schon vorgesehen: kleine Schäkereien, ein Kichern, eine kurze Fassungslosigkeit, dann zum ersten Mal die fremde, gefälschte Miene, mit der man schon wieder abzuhausen begann, die ersten Kinder, ein bißchen noch Dabeisein nach dem Hantieren in der Küche, von Anfang an Überhörtwerden, selber immer mehr Weghören, Selbstgespräche, dann schlecht auf den Beinen, Krampfadern, nur noch ein Murmeln im Schlaf, Unterleibskrebs, und mit dem Tod ist die Vorsehung schließlich erfüllt“ (Wunschloses Unglück, st 17f.).

Eines Menschen Zeit? – Die Jahre eines armen Menschen, eine Vernetzung von jammervollen Ereignissen, niederdrückenden Zuständen, eine Unglückskette. Keine Hilfe aus dem Himmel, keine auf Erden. Kein Pfeil aus dem Köcher des Wunschs erreicht sein Ziel. Die Hilfescreie kommen nicht an. Keine Freiheit gegenüber Schwangerschaften, keine gegenüber dem Ernährer, keine berufliche Ausbildung, keine Möglichkeit der Selbstbehauptung.

Wird der Mensch nicht immer wieder eingetaucht in Umstände, die ihn erniedrigen, in Verhältnisse, die sein Leben bedrohen, in Konflikte, aus denen er nur als Verlierer herauskommen kann? Ausgeliefert dem Ungeklärten und Bedürftigen in seinem Innern, ausgeliefert Menschen und Lebensbedingungen von außen: sie gefährden, sie überfordern den armen Menschen.

Karin Struck, fünf Jahre jünger als Peter Handke, als Studentin durch die 68er Jahre gegangen, will die Frau nicht mehr als Dulderin, in Abhängigkeit vom Mann sehen, eingesperrt in die häusliche Rolle, in Unterwürfigkeit. Im Roman „Die Mutter“ (Frankfurt 1975, also fast gleichzeitig mit Peter Handkes „Wunschlosem Unglück“ und „Als das Wünschen noch geholfen hat“) fordert die Hauptgestalt, Nora Hanfland, eine junge Frau mit Kind:

„Ich will ein Wert für mich selber sein, und zugleich habe ich die größte Sehnsucht nach einer Mutter, nach Kindern aus meinem Leib, die größte Sehnsucht, eine Große erotische Mutter zu sein. Ganz will ich sein, das ist alles. Wie ich nicht weiß, was die Natur wert ist, immer noch nicht, weiß ich auch nicht, was ich wert bin, was die Mutter wert ist. Die Demütigungen verschütten mein Selbstgefühl, verschleiern mir den Blick. Nur eine starke Erfahrung verändert den Menschen. Ich selber muß erst noch geboren werden. Das ist die schwerste Geburt“ (107).

Weder Sprachlosigkeit noch psalmistisches Dulden. Nicht die Gelassenheit des Menschen in einer archaischen Überlebenskultur mit der unveränderbaren Abfolge von Geburt und Arbeit, Heirat und Kinder, Altern und Tod. In der Aufklärungsgesellschaft, ermutigt durch das Bewußtsein emanzipatorischer Ansprüche,

bringt Karin Strucks Nora-Figur mit der Kritik an der mutterfeindlichen Gesellschaft die Lebensansprüche ihrer Person ein. Die industrielle Gesellschaft hat sich von naturalen Lebensformen und Wertvorstellungen bedenklich entfernt. Der einzelne muß die Produktions- und Konsumgesellschaft aushalten. Er kann ihre Bedingungen und sogar Zynismen ein Stück weit durchschauen, kritisieren, für seine eigene Person distanzieren. Er kann sich aber weder den politischen noch den wirtschaftlichen Bedingungen entziehen.

Gegen die beschleunigte Zeit: Die Entdeckung der Langsamkeit

Eines Menschen Zeit. Keiner hat sie so ausdauernd und geduldig dargestellt wie *Hermann Lenz* in seinen – bisher acht – Eugen-Rapp-Romanen, von „Verlassene Zimmer“ (1966), „Andere Tage“ (1968), „Neue Zeit“ (1975) bis „Herbstlicht“ (1992). Beginnend mit den Jahren der Großmutter hielt und hält der in München lebende Stuttgarter das Jahrhundert im Auge, in ihm die Geschichte betroffener Personen. Die meisten wollen weiterkommen, es zu etwas bringen. Eugen Rapp, der autobiografischen Hauptgestalt, genügt es, wenn er „durchkommt“. Wo alle ihrem Geschäft nachgingen, wo man in honorigen Kreisen es zu einer Präsidentschaft oder Professur bringen wollte, wo alle „fort“ gingen in die Karriere oder in die Geldvermehrung, da wollte dieser Eugen Rapp einfach „bei sich“ sein. In die Rolle des Beinahe-nicht-Gegenwärtigen verwiesen, stellt der Lenzsche Erzähler das Habenwollen, die Hast, das Nicht-bei-sich-Sein der Zeitgenossen bloß. Kriegszeit, Inflationszeit, Nazizeit (sie deklarierte sich als „Neue Zeit“), wieder Kriegszeit, Nachkriegszeit, Aufbauzeit, Wohlstandszeit, Zeit des Kalten Krieges, Zeit der aufgebrochenen politischen Blöcke: Immer wieder änderte sich die „Zeitstimmung“; immer wieder änderten sich die politischen Vorgaben, Bedingungen, Aufgaben, zu rasch in der Abfolge, zu gegensätzlich für ein einziges Menschenleben. Immer weiter mußte Hermann Lenz sein „Tagebuch vom Überleben und Leben“ (Titel des vierten Eugen-Rapp-Romans) schreiben.

Eines Menschen Zeit. Es ist die seine, es ist eines jeden Menschen einzige Zeit, aber eingebunden in die politische Zeit, eingebunden in ein politisches System, in gesellschaftliche Öffentlichkeit, in Kultur und Zivilisation, in öffentliche Stimmung, die er nicht gewählt, in Trends, die er nicht gesucht hat und nicht mitbestimmt. Nicht nur hierzulande, nicht nur in dieser Zeit. Ein Mensch, der in Äthiopien auf die Welt kam, einer, der in Somalia hungert, ein kleiner Bauer, der in Kambodscha sinnlos stirbt, eine Frau, die in Bosnien vergewaltigt wurde, ein Junge, der als Straßenkind in Brasilien sein Leben beginnen muß, ein chinesischer Arbeiter oder Professor, dem das Fahrrad als schnellstes Verkehrsmittel zur Verfügung steht, ein Fürstensohn aus Saudi-Arabien, ein islamisches Mädchen aus Schiras oder Kabul, eine Kassierin im deutschen Supermarkt, eine Unternehmerin aus

Hamburg, ein Herr mit Chauffeur, eine Dame aus der Jet-set-society: sie alle erfahren ihre Lebenszeit anders, satt oder hungernd, bedrängt oder American-Express-Card-frei, elend oder gefährlich maßlos, fuß-langsam oder düsen-lärmend.

Eines Menschen Zeit. Lebt einer in einer langsamen oder in einer sich beschleunigenden Fortschrittskultur? In einer langsamen Kultur dürfen, durften sich die Menschen einfügen in den biologischen und kosmischen Rhythmus der Zeit, Tag und Nacht, Morgen und Abend, die Jahreszeiten, Mutterschaft, Erntezeit, festliches Innehalten, Geburt und Tod. Das Fortschrittszeitalter hat die Zeit nicht nur linear und metrisch gemacht, sondern auch beschleunigt. Beschleunigt wurden Handlungsabläufe, Herstellungsabläufe, die Durchläufe von Geld und Ware, motorische Bewegungen jeder Art. In jüngster Zeit wird sogar biologisches Wachstum durch technischen Eingriff beschleunigt. Die Beschleunigung reicht von der Fabrik bis ins Gewächshaus, vom Fließband bis in den Hühnerstall (42 Tage für die Produktion eines schlachtreifen Hühnchens), von der Schiene und Straße bis zu den Flugrouten. Sie greift nicht nur in unseren Kopf, sie greift in die Seele.

Die forcierte Beschleunigung macht aus dem biorhythmisch ausgestatteten Menschen ein nervös hektisches Wesen, immerzu unterwegs zu einem Tun, Vorhaben, Unternehmen, Termin, Plan. Auch die sogenannte Freizeit steckt voller Termine, Aneignungen, Informations-, Reise-, Zerstreuungs-, Vergnügungszwängen. Nicht nur die Hühner werden krank ob der Geschwindigkeit, mit der sie schlachtreif werden sollen, auch die Menschen: krank vor Hektik, krank von Bedürfnissen, krank von Leistungs- und Konsumzwängen. Je mobiler, je schneller dieses Leben geworden ist, desto mehr Gestreßte, Geschädigte, psychisch und sozial Beschädigte in unserer Gesellschaft. Nicht, daß alle Mobilität und Beschleunigung blankem Übermut entspränge. Jeder weiß, das Überleben der immer schneller wachsenden Menschheit verlangt seinen Preis. Die beschleunigte Vermehrung der Esser und Wohner, die geballte Massierung setzt Bedingungen. Nicht nur der Lebenskampf nimmt zu, die Überlebenskämpfe werden härter. Gefühle der Geborgenheit schwinden proportional zu Beschleunigung, zu hergestellter und verhinderter Nicht-Heimat durch exzessive Mobilität.

Eine Art von totaler Mobilmachung hat sich mit der Neuzeit in Gang gesetzt. So nicht gewollt, aber erzwungen durch Produktion, Programme, Veränderungen, Motoren, durch Aufbau- und Abbaubewegungen, durch Auswechseln von Maschinen und Menschen, durch die Devise „time is money“, durch notwendige, behauptete, beschleunigte, zerstörerische Veränderungen vielfacher Art. Mobilität ist geradezu die Pseudoethik der Moderne geworden. Je mehr ein Mensch sich leistet, je schneller er Kleider, Auto, Wohnung wechselt, desto mehr muß er arbeiten, desto schneller Geld verdienen.

Aber nicht nur beschleunigter Bedarf, auch die Theoretiker der Beschleunigung sind auf den Plan getreten. Je mehr Verbrauch, desto mehr Arbeitsplätze, sagen sie. Das Theorem gehört in den Bereich der Sachzwänge. Ihnen soll sich der Mensch,

der keine Sache ist, unterwerfen, damit er ein brauchbarer Mensch ist. Unterwerfen im Namen der Konsumfreiheit, der Arbeitsplätze, der schnelleren Produktion. Ein Mensch kann heute bis ins hohe Alter erfolgreich arbeiten und produzieren – bis er merkt, daß seine Lebenskraft verbraucht ist. Und manch einer merkt mit Schrecken, daß er gar nicht gelebt, daß er immer nur gearbeitet, die Produktion angetrieben, sein Geld vermehrt hat, daß er sich von einem Termin zum nächsten hat drängen lassen und daß er nicht als Mensch in der Zeit gelebt hat. Die biorhythmische Lebenszeit war ihm nicht gut genug, nicht schnell genug. Er hat sie überwunden, überlistet.

Autoren haben die Langsamkeit neu entdeckt; *Sten Nadolny* mit seinem Roman „Die Entdeckung der Langsamkeit“ (1983), *Peter Handke* seit seiner Tetralogie „Langsame Heimkehr“ (1979–81), *Peter Sloterdijk* in seiner Kritik „planetarischer Mobilmachung“ und seinem Plädoyer für einen „Eurotaoismus“ (in: „Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik“, Frankfurt 1989). Der Taoismus lehrt den Menschen, sich einzulassen in die biorhythmische Zeit der Natur.

Sloterdijk: „Die Moderne hat uns mit Handlungstheorien überfüllt – vom Erleiden hat sie nie etwas anderes gewußt als dies, daß es als Motor für Handlungen ‚benutzt‘ werden kann“ (28). Kritisch ironisch: „Der kategoriale Impuls der Moderne lautet: um uns anhaltend als Fortschrittswesen zu betätigen, sollen wir alle Zustände überwinden, in denen der Mensch ein gehemmtes, ein in sich angehaltenes, ein unfreies, ein erbarmungswürdig festgestelltes Wesen ist“ (39).

Heißt „langsam sein“ in der industriellen Gesellschaft minderwertig sein? Minder brauchbar, minder effizient, minder produktiv? Weniger Bedarf, weniger Konsum, weniger elektronisch verbreitete Information? Daß ein Unmaß motorischer Mobilität krank macht, kann jeder Lehrer nicht nur an Schülern beobachten, jeder Mensch weiß es aus eigener Erfahrung.

Eine Verhaltensphilosophie, fast Theologie der Langsamkeit hat seit den mittleren 70er Jahren *Peter Handke* entdeckt. Im Salzburgroman „Der Chinese des Schmerzes“ (1983) sagt der Lehrer Andreas Loser (Loser von „lauschen“), der sich für ein Jahr vom Schuldienst befreien läßt: „Ich hatte jetzt Zeit. Dieses Zeithaben war keine Empfindung, sondern die Lösung: die Lösung aller widersprüchlichen Empfindungen... was üblich ‚im Stand der Gnade‘ genannt wurde, sollte vielleicht ‚im Stand des Zeithabens‘ heißen“ (39f.). Filip Kobal lobt bei seiner Wanderung in den slowenischen Karst (Handkes Mutter war slowenischer Herkunft) die Landarbeiter in den Kleinfeldern: „Sie arbeiteten mit vollendeter Langsamkeit, so daß selbst von ihrem Gebücktsein und gegrätschten Dahocken Anmut ausging“ (im Roman „Die Wiederholung“, 1986, 287). Auf dem Heimweg in sein Kärntner Dorf sagt Kobal: „Es zog mich hin, als würde ich von dem Ort magnetisiert, doch ich befahl meinem Herzen die Langsamkeit“ (328). Peter Handke ist seit Jahrzehnten ein großer Wanderer. Im ersten Erzähltext von „Langsame Heimkehr“ (1979) entdeckte er die „friedensstiftende Form“ in Natur und Geschichte, erkennt sie in einem Augenblick der Erleuchtung als sein persönliches „Gesetz“. „O langsame

Welt“, ruft Valentin Sorger am Ende der Erzählung. In Paul Cézannes Welt entdeckt Handke Stifters „sanftes Gesetz“, diese österreichische und europäische Korrespondenz zum altchinesischen Tao. Handke zitiert Stifters berühmte (aber dennoch vergessene) Vorrede zu „Bunte Steine“: „Das Wehen der Luft das Rieseln des Wassers das Wachsen der Getreide das Wogen des Meeres das Grünen der Erde das Glänzen des Himmels das Schimmern der Gestirne halte ich für groß... Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird“ („Die Lehre der Sainte-Victoire“, 1980, 74). Im autobiografischen Text „Nachmittag eines Schriftstellers“ (Salzburg 1987) schreibt, ja verkündet Handke: „Ihr wißt ja, die einzige Erleuchtung, die ich bisher hatte, ist die Langsamkeit“ (57). Und die vielen Stufen zum Salzburger Mönchsberg hinaufsteigend, sinniert der Heimkehrende: „Warum hatte man nie einen Gott der Langsamkeit erfunden?“ (89) Im „Versuch über den geglückten Tag“ (Frankfurt 1991) lobt er „das Lassen als Tun“. Lassen war „eine Tätigkeit“. Der Augenblick war zu „beherzigen“. „Der Lauf des Tages“ mußte bewußt gemacht werden. War das nicht schon „eine Art von Verwandlung“?

„Innehalten in deiner ewigen Unruhe, und es kommt zur Ruhe auf der Flucht“ (80f.). Der Betrachter hört das Läuten der Glocken im Turm der dörflichen Kirche. Sein Kommentar: „Tief in der Erdkugel ereignen sich manchmal Beben, die sogenannten ‚langsamen‘, von denen der Planet dann, wie man sagt, noch eine Weile nachläutete; die ‚Glockenbewegung‘, das Läuten der Erde“ (84f.). „Die Langsamkeit ist das Geheimnis, und die Erde ist manchmal etwas sehr Leichtes: ein Schweben, ein Ziehen, ein gewichtloses Bild, ein Sinnreich, ein Eigenlicht – übernehmt dieses Bild für euer Weitergehen, es gibt den Weg an, und ohne das Bild eines Weges gibt es kein Weiterdenken“, sagt Nova, die Verkünderin des neuen Zeitalters in „Über die Dörfer“ (1981). „Ja, es gilt, dem langsamen Blick, wenn dieser zugleich ein Aufblicken ist, lächeln aus den Dingen die Antlitze der Götter. Und die Stimme der Gottheit geht so: Du kannst dich liebhaben“ (ebd. 103).

Der Entdecker und schließlich Verkünder der Langsamkeit hat in dem generationsälteren Hermann Lenz einen Gleichgesinnten erkannt. Lenz, der hartnäckige Verteidiger der „alten Zeit“, hat – lange vor jeder Theorie – die Gefahren rücksichtsloser Beschleunigung instinktiv gespürt. Eugen Rapp, die Hauptgestalt seiner autobiografischen Romane, hat sich, seit er fühlen und denken kann, für langsame Tage entschieden – gegen die Hektik derer, die es zu etwas bringen wollen, die einer Karriere, sozialem Aufstieg, einem Titel oder bloßer Geldvermehrung nachjagen, die sich dem Dabeisein beim jeweiligen Gleich- und Fortschritt verschrieben haben. Freilich hat nicht jeder die Kraft, nicht mitmachen zu müssen. Und manche müssen hektisch ums bloße Überleben kämpfen.

Bleibt die Botschaft der „Langsamkeit“, des „langsamen Blicks“ nur eine Botschaft für musisch Gehende oder solche, die zufrieden sind mit dem von ihnen erreichten Status? Wäre Langsamkeit die neue Askese? Um den Preis freilich, daß

man rechts und links überholt wird von schnelleren Läufern, von motorisch Fahrenden, von elektronisch Ordernden? Mit „Botschaften“ verhält es sich schwierig. Nicht jeder will sie hören. Er kann auf falsche „Botschaften“ verweisen. Fast jeder kann Gründe gegen sie anführen, sie zur Kenntnis nehmen, aber als unlebbar bezeichnen. Merkwürdig, daß in diesen Jahren kein Autor den „langsamen Gott“ erkannte.

Friedlich leben in der Zeit, unter Menschen, mit der Natur, mit sich selbst: es ist der Wunsch jedes bewußt lebenden Menschen. Aber in der gesellschaftlichen Wirklichkeit erfährt er oft mehr deren Gegenkräfte. Nicht immer vermag der schwache Mensch, sich gegen sie zu behaupten. Handkes Valentin Sorger (aus „Langsame Heimkehr“) will, nachdem er einen Sommer lang in der amerikanischen Tundra nördlich des Polarkreises seine Kräfte wieder gefunden und versammelt hat, „auch gegen die Zeit ein richtiges Leben führen“. Er glaubt, er habe seine „friedensstiftende Form“ gefunden, wirksam – trotz der Katastrophen – in Natur und Geschichte, zu verwirklichen im eigenen Leben.

Seit langem wissen wir, daß nicht nur die Politik unser aller Schicksal ist, wie Napoleon gesagt haben soll, sondern auch die Wirtschaft. Arbeit oder Arbeitslosigkeit, Wohlstand oder Armut, Leben unter primitiven oder hochentwickelten Produktionsmöglichkeiten, soziale Einbindung der Arbeit oder rücksichtsloses Gewinnstreben bedingen das Leben eines jeden Menschen.

Politische Zeit: Die Bewertung der Vergangenheit

Wir kennen die Herrschaftsabfolgen in diesem Jahrhundert in unserem Land: vom Kaiserreich zum Hitlerreich zum neu totalitären Staat in Ostdeutschland. Dazwischen die mißglückte Republik nach dem Ersten Weltkrieg, der anstrengende und, wie die meisten glauben, geglückte Versuch nach dem Zweiten, verbunden mit dem Glück und den Nöten der Wiedervereinigung des deutschen Volkes. Keiner ist eine Insel, niemand lebt solitär. Fast die gesamte Literatur der ostdeutschen und ehemals ostdeutschen Autoren (weit über die Hälfte der bekannten Autoren mußten die DDR zu deren Lebzeit verlassen) beschäftigt sich mit den widrigen, ja totalitären Zeitläuften dieser zwangssozialistischen Jahrzehnte. Nach 1945 sprach man in der westdeutschen Literatur von „Bewältigung der Vergangenheit“. Man gebraucht das Wort heute ungern, weil es Mißverständnis ermöglicht. Aber die Auseinandersetzung mit der kontinuierlichen und brüchigen öffentlichen Zeit, welche die persönliche Zeit bedingt, ist jeder Generation aufgegeben.

Die Fragen: Wo und wie hat der einzelne dem Unrechtssystem zugestimmt, widersprochen, wo hat er sich herausgehalten, zurückgezogen aus Feigheit oder um zu überleben, diese Fragen lassen weder den einzelnen noch die Gesellschaft los. Täter sein, Mitmacher, Mitläufer, Mitdulder, öffentlicher Widerspruch oder Rück-

zug ins Private, öffentliches Schweigen zu Unrecht und Gewalt, elender Kampf ums eigene Überleben: das waren schon einmal die gewählten, die halb freiwilligen und die unfreiwilligen Verhaltensmuster in der ersten Jahrhunderthälfte. *Günter de Bruyn* (geb. 1926), in Berlin aufgewachsen, machte sich an die Bilanzierung der Lebensbedingungen und Verhaltensweisen. In einem offenen Brief zu seinem autobiografischen Bericht „Zwischenbilanz“ (1992) schrieb er, es gebe „ganze Regionen, in denen er oder seine Umgebung zum Spielball von Kräften wurde, die sich ihm nie oder nur in Verkleidung zeigten“. In „Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin“ (1992) erkundet er diese Zeitkräfte.

„Den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt inwiefern es ihn begünstigt“, dies, meinte *Goethe* in der Einleitung zu „Dichtung und Wahrheit“, sei die Hauptaufgabe der Autobiografie. Dann spricht Goethe vom „Jahrhundert, welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte ... ein ganz anderer geworden sein.“ Goethe war, als er diese Sätze schrieb, 62 Jahre alt; durch Natur, Bildung und soziale Stellung privilegiert. Daß auch er um sein Leben kämpfen mußte, verraten „Werther“ und „Faust“. Politische Opposition oder gar Widerstand gegen staatliche Gewalt blieben ihm fremd. Mit dem Krieg kam er zweimal in Berührung. Aber Soldatsein, Gefangenschaft, Gefängnis, Nichtzulassung zu Ausbildung und Studiengängen aus politischen Gründen, das alles blieb ihm erspart, war ihm kaum denkbar. Er konnte sich im feudal Politischen ministeriell einrichten. Die politischen Zugriffe des 20. Jahrhunderts auf jedermann, sei er Untertan, Parteigenosse oder republikanischer Bürger, waren ihm nicht vorstellbar. Noch lebte man – überwiegend – im Ständestaat. Man blieb – von Ausnahmen abgesehen – an seinem sozialen Platz, der in den meisten Fällen durch Geburt bestimmt wurde. Keine politische „Wendezeit“ in Weimar, trotz der Französischen Revolution. Noch nicht.

Christa Wolf, Monika Maron, Renate Feyl, Christoph Hein, Wolfgang Hilbig, Kurt Drawert, Reiner Kunze, um nur einige Namen zu nennen, sie alle beschäftigten sich seit der „Wende“ 1989 mit jener „Bewältigung der Vergangenheit“, die eine sozialistische war, die im Namen des besseren Teils der Menschheit antrat und einen Gefängnisstaat produzierte mit unvorstellbarer Zerstörung von Land und Menschen und persönlicher Lebenszeit. Über deren vermeintlichen oder wirklichen Verlust klagen so viele Menschen der ehemaligen DDR¹.

Die Lebensalter als Lebenszeit

Eines Menschen Zeit war vom Barock bis weit ins 19. Jahrhundert vor allem die Abfolge der Lebensalter. Die Zeit des einzelnen verläuft ja nicht nur synchron mit

politischer Zeit, sondern auch diachron, lebens- und entwicklungsgeschichtlich. Politisch konnte der einzelne in feudaler Zeit, selbst wenn er gewollt hätte, nichts ändern. Er mußte mit dem eigenen Leben zurechtkommen. Shakespeare hat in seiner Komödie „Wie es euch gefällt“ dem melancholisch witzigen Jaque die Betrachtung der Lebensalter in den Mund gelegt. Es sind die berühmten Sätze von der Welt als Bühne, der Mensch auf ihr nur Spieler. Er mimt seine Rolle durch sieben Akte. Sie heißen: Kind, Schuljunge, Liebhaber, Soldat, Richter, alter Mann, Greis. Als Kind unmündig, greint er als Schuljunge. Der Liebhaber schmachtet. Der Soldat schwört seinen Eid und lebt in zweifelhaftem Ruf. Der Richter ist wohlgenährt und förmlich. Der Alte wird ins Haus zurück verwiesen. Der Greis verliert die Kraft der Sinne, die Zähne und jede Lebenskraft. Das ist Shakespeares Typologie der Lebensalter, nicht neu in der Abfolge, originell in der sprachlichen Charakterisierung.

Der kulturgeschichtliche Betrachter ist überrascht, daß *Romano Guardini* ein Jahrzwölft nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Lebensalter zurückkommt, als sich entindividualisierter, historischer und ideologischer Streit bereits anbahnte. Die kleine Schrift „Die Lebensalter“ (Würzburg 1959), hervorgegangen aus einer Münchner Vorlesung über Grundfragen der Ethik, darf man als ein Stück Vermächtnis des großen Erziehers lesen. Es klingt abendländisch, christlich und humanistisch. Wurde hier nochmals Unverlierbares festgehalten – oder lag es bereits im Gegentrend? Wenige Jahre später entwickelte sich von den Universitäten her ein neu ausgerichtetes politisches, ja revolutionäres Interesse. Alle Schuld und alles Versagen wurde von den Rebellierenden der 68er Generation der (Wohlstands-)Gesellschaft zugeschrieben. Daß sich der einzelne damit zugleich politisch und individuell entlastete, wurde früh deutlich. In der Literatur notierte man schon in den frühen 70er Jahren den Umschlag zu einer „Neuen Subjektivität“. Das Ich stand wieder im Mittelpunkt mit seinen Nöten, seinen Ansprüchen, seiner Suchbewegung, Erwartung. Wollte Guardini in den späten 50er Jahren bereits auf die Wahrnehmung der subjektiven Anforderungen und Gefährdung, auf eine Richtung von Wahrnehmung und Moral aufmerksam machen, die keine Ideologie und kein geordneter Staat aus der Welt schaffen kann? Auch wenn die Bindung an die Tradition überdeutlich ins Auge fällt und der Einfluß des Politischen auf des Menschen Zeit unterbelichtet erscheint, enthält Guardinis Darstellung genug Erkenntnis, kritischen Diskurs und energetischen Impuls für nachfolgende Generationen. Man kann ihr, trotz Verhaftung an idealtypische Rede und gestaltphilosophische Grundierung, klassischen Rang nicht absprechen.

Guardini unterscheidet – nicht bildhaft wie Shakespeare, aber auch nicht weit von ihm – statt seiner sieben sechs Lebensalter. Mit Ausnahme des ersten bezeichnet er sie attributiv: „Das Kind, den jungen, den mündigen, den reifen, den alten, den senilen Menschen“ (11). Jeder Übergang zur nächsten Phase ist mit einer Lebenskrise verbunden. Guardini macht, wie der Untertitel sagt, auf die „päd-ago-

gische und ethische Bedeutung“ der Lebensalter und ihrer Krisen aufmerksam. Philosophisch geht es ihm um „die eigentliche Spannung“ zwischen „Wandel und Selbigkeit“ der Person, pädagogisch aber um die Wahrnehmung der Krisen, um die Veränderung der Kräfte, um sensibles Erkennen und moralischen Anspruch.

Guardini schreibt dem jungen Menschen „natürlichen Idealismus“ zu, dem mündigen Menschen „Charakter“: „Zuverlässigkeit“, „Treue“, „Ehre“, kritische Unterscheidung als Fähigkeit und Tugend. Wenn der heutige Leser solche Zuordnungen liest, kann er ironisch die Wimper zucken, die Aussagen als idealisierenden Humanismus einer vergangenen Zeit taxieren. Er hat das zum Schimpfwort geronnene Urteil „Sekundärtugenden“ aus Politikermund im Ohr. Er kann aber auch die Differenz bedenken zwischen modischer Verächtlichmachung und der Unfähigkeit vieler, ihr Lebensalter zu akzeptieren; „Sechzig Jahre und kein bißchen weise“, triumphtierte ein bekannter Filmschauspieler unter dem Beifall der Showgäste. Wenige Jahre später war er tot. „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen“, spricht der Schriftsteller Robert Plath psalmistisch in Gabriele Wohmanns Roman „Schönes Gehege“ (1975). Mit seinem behutsamen Denken und Sprechen entspricht Plath nicht mehr den Erwartungen des Fernsehregisseurs A. P. Roll, der seinen Autor als Entlarver des Kaputten genüßlich vorstellen will. – Gibt es ihn noch, den „reifen“ Menschen? Ist seine Gestalt erstrebenswert? Romano Guardini setzt den „reifen“ Menschen, älter werdend, mit dem „weisen“ Menschen gleich, „der um das Ende weiß und es annimmt“. Das ist biblisch und humanistisch.

Die Lebensalter in ihrer Eigengestalt spielen heute in der Öffentlichkeit eine geringe Rolle. Entweder ist der Mensch leistungsfähig oder er scheidet aus dem Produktionsprozeß aus. Davor lernt und studiert er für die Eingliederung in die Leistungsgesellschaft. Erst mit der rapiden Alterung und Überalterung der Gesellschaft kommt die Spätphase des Menschen ins öffentliche Blickfeld, weil sie von den Leistungsträgern zu bezahlen ist; zuerst die Rente, später die Pflegeversicherung. Es ist, als wären die Lebensalter von der Kinderkrippe bis zur Pflegestation nur auf materieller Ebene vorhanden, als finanziell kalkulierbare Größen, als Einnahmen und Ausgaben.

Die Industrie und Politiker vor Wahlen arbeiten mit Optimismus. Literatur und Kunst stören unbedachten Optimismus. Sie bringen immer wieder die Melancholie des Menschen, seine schwierige Verträglichkeit – wie übrigens auch die Weisheitsbücher der Bibel – ins Blickfeld. Romano Guardini beschreibt eindrucksvoll das Müdewerden des alternden Menschen, den Schwund des Interesses an der immerfort streitenden Welt, die andrängenden Fragen des Warum und Wozu. Wozu habe ich mich angestrengt? Wozu soll ich mich weiter anstrengen, wenn ich nichts verändere, wenn das Gewicht dieser Welt zu schwer ist, wenn ich nur mit Mühe die Enttäuschungen des Lebens aushalte, wenn „die Kraft der Verheißung“ des Lebens und der Liebe schwächer wird und schließlich schwindet? Dreiste Ideolo-

gen und rücksichtslose Produzenten wollen den Menschen ihr Eigenrecht auf Zeit und Lebensalter nicht zugestehen. Religion, Literatur und Kunst beanspruchen dieses Recht. Ja, sie machen den Menschen auf „eines jeden einzigen Leben“ (der Titel eines Gedichtbands von Reiner Kunze, 1985) aufmerksam.

Biblische Zeit als „friedensstiftende Form“

Die Zeit als Lebenszeit ist ein kostbares Gut. Für den modernen Menschen kommt die große Zeit aus dem Unendlichen. Sie läuft gleichmäßig linear ins Unendliche weiter. Die altjüdische Bibel betont das persönliche Zeiterleben, die Zeit als Geschichte des Bundesvolkes und die Zeit eines Menschen, die „siebzig Jahre, wenn's hochkommt, achtzig Jahre währet, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, das Leben, und „es fährt schnell dahin, als flögen wir davon“ (Ps 90,10). Die biblische Zeit ist nie unpersönlich, nie bloß eine quantitative Größe. Sie verläuft biorhythmisch von der Geburt bis zum Tod. Auf Tätigsein folgt Ermüdung, auf den Tag Nacht, auf den Winter Frühling, der Sommer als Erntezeit. Die erlebte und erlebbare Zeit ist vom Schöpfergott gesetzt. Nicht Arbeitszeit und Urlaubszeit, nicht Freizeit und unfreie Zeit strukturieren das Jahr, sondern der kosmische Lauf von Sonne und Mond, in deren Wachstums- und Lichtzeit sich der Mensch eingliedert, die er mit religiösen Festen markiert und erhöht. Durch die biorhythmische, die Naturzeit hindurch machen die biblischen Propheten auf die Heilsgeschichte der Zeit aufmerksam, auf das Offensein aller Zeit zu Gott hin, auf sein Handeln in der Geschichte des Volkes. Eindrucksvoll bedenken die Psalmisten auch die Bedrängnis und Hoffnung des einzelnen. Die Propheten erwarten in bedrängten Zeiten das machtvolle Eingreifen ihres Gottes, eine dauerhafte Friedensform durch den messianischen Friedensbringer. Die Christen glauben, daß der Friedensbote Gottes als messianischer Friedensstifter gekommen sei, obwohl das Leben dieses Boten in seiner Lebensmitte gewaltsam abgebrochen wurde. Aber Generationen über Generationen mußten die Nachgeborenen notieren, daß trotz der botschaftlich ausgesprochenen und durch Tod bezeugten Friedenskraft Kriege, Morde, Streit mit tödlichem Ausgang nicht weniger geworden sind. Dennoch suchen Menschen allerorten – ob Christ oder Jude, Buddhist oder moralischer Atheist, ob Arbeiter, Bauer oder Intellektueller – die „friedensstiftende Form“ in ihrem Leben.

Wir haben nicht ausdrücklich vom griechischen „kairos“ gesprochen, jenem erfüllten, erfüllbaren, entscheidungs- und bedeutungsvollen Augenblick, den es in jedem Leben, in jeder Dichtung, in jeder verheißenen und ausgeübten Religion gibt. „Zeit haben“, die Zeit erkennen, Zeit finden, seine persönliche Zeit verstehen – ein anderes Wort für „Gnade“? Seit die öffentliche Zeit auf „Fortschritt“ aus ist, auf Beschleunigung der Produktion, auf die Politisierung des Bürgers, ist die päd-

agogische und ethische Aufmerksamkeit auf eines jeden Menschen einzige Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. Nicht nur unsere Nöte und Unfreiheiten, auch unsere persönliche Freiheit, unser Aufmerken, unser behutsames Denken, unsere auszufüllende Gegenwart geschehen in der Zeit. Wir müssen sie erkennen, unterscheiden, wählen. Wir können Zeit, die uns gestaltet, mitgestalten.

ANMERKUNGEN

¹ Einige Buchtitel: Christa Wolf, *Was bleibt* (Berlin 1989, Frankfurt 1990); Monika Maron, *Stille Zeile sechs* (Frankfurt 1991); Nach Maßgabe meiner Befreiungskraft. Artikel und Essays (Frankfurt 1993); Renate Feyl, *Ausharren im Paradies* (Köln 1992); Christoph Hein, *Horns Ende* (Darmstadt 1985); *Drachenblut* (Frankfurt 1989); *Der Tangospieler* (ebd. 1989); Wolfgang Hilbig, *Grünes grünes Grab. Erzählungen* (ebd. 1993); Kurt Drawert, *Spiegelland. Ein deutscher Monolog* (ebd. 1992); Reiner Kunze, *Am Sonnenhang. Tagebuch eines Jahres* (ebd. 1993); Deckname „Lyrik“. Dokumentation (ebd. 1990); Günter de Bruyn, *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin* (ebd. 1992); *Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten* (ebd. 1991); Chaim Noll, *Nachtgedanken über Deutschland* (rororo 1992); *Wir Kollaborateure. Der Westen und die deutschen Vergangenheiten* (Hamburg 1992); s. dazu: P. K. Kurz, *Es geht um mehr als Christa Wolf. Zum jüngsten deutschen Literaturstreit*, in dieser Zschr. 211 (1993) 352–356, jetzt auch in: P. K. Kurz, *Komm ins Offene. Essays zur zeitgenössischen Literatur* (Frankfurt 1993); *Das beschädigte Land. Aufzeichnungen, Berichte, Erzählungen der literarischen Saison '93*, in dieser Zschr. 211 (1993) 663–678.